Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 17 (1956)

Artikel: Köbeli : autobiographische Skizze
Autor: Gassmann, A.L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718259

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Köbeli

Autobiographische Skizze

A. L. Gassmann, Vitznau

I.

Im kleinen Hürntälchen des Luzerner Wiggertals liegt das Dörfchen Buchs. Dort bin ich zur Welt gekommen. Es war in der Sylvesternacht 1876, vier Minuten vor 12 Uhr. Hell glänzte der Mond über dem alten Bauerngehöft, und munter plätscherte der Hausbrunnen sein uraltes Lied. Nebenan auf dem freien Platz vor dem Speicher hatten sich die Nachtbuben, die Weihnachtssänger, aufgestellt und sangen das immer schöne Lied «Zwischen Ochs und Eselein liegst du armes Jesulein». In allen Farben funkelte der Dreikönigsstern. Jetzt hub die Abdankung an. Von der Haustüre her kam die behäbige Magd mit Most und einem Korb voll Lebkuchen gesprungen. Sie zupfte den Sternträger von hinten beim Kittelfecken und küschelte ihm in die Ohren: «Hütt müend ihr einisch dusse fäste. Grad iez hed der Duggellünz, de Waisevogt, de dritt Bueb übercho». «Dänk si Frau, dummi Greth!», rief ihr dieser nach und kurbelte weiter. Freudig wurde ein zweites Lied angestimmt. Dann trat der Waisenvogt Gassmann gemessenen Schrittes auf die Sänger zu, überreichte die gewohnte Gabe, und nun ging's ringsum an ein frohes Gratulieren, denn jedermann hatte den Lünz gern, diesen einfachen, friedlichen Bauern auf dem währschaften Duggelhof.

Anderntags, zu Neujahr, als die Hebamme am runden Tisch einen extra grossen Eiertätsch vertilgte, sah sie, dass die alte Schwarzwälderuhr neben dem Spiegel in der Stubenecke eine ganze Stunde hintennach ging. Der Bub war also zu Neujahr 1877 auf die Welt gekommen. Allein die Eintragungen beim Gemeindeschreiber und beim Pfarramt waren schon gemacht und dabei blieb es. «Henosode», sagte Vater Duggellünz, «'s ist au rächt eso. De muess er halt es Johr ehnder i d'Rekruteschuel, und nochhär söll er, wie die andere zwee Buebe, hälfe übers Land ie schlo. Gäbs nüd Bösers.»

Zum Nästblüttlig wurde grosse Sorge getragen; er wurde aber keineswegs verhätschelt. Schrie er, so sang ihm die Mutter, die einstige Schmiedstochter von Knutwil, ein schönes Lied vor und es kehrte wieder Ruhe ein. Als er anfangs etwas träbele konnte, wurde er mit aufs Feld genommen, oder dann in einer grossen Waschstande vors Haus gestellt, bis die Mutter oder die Magd wieder heimkamen. Hier gab's oft ein drolliges Spiel mit den vielen Schwalben und Tauben, die vom Schlag zum Brunnen zur Tränke flogen und vorüber gehend bei dem Kleinen am Rande der Stande halt machten.

Als frühestes Erinnern — ich mochte etwa drei Jahre alt sein — blieb in meiner Seele folgendes Ereignis haften: Eines Nachmittags sprang ich, der kleine Pfopfer, erstmals in neuen Hosen, in aller Eile am vollen Güllenloch vorbei. Da kam des Nachbars weisser Netti gesprungen, packte mich am linken Hosenbein, ich erschrak und fiel kopfüber in das stinkende Nass. Zum Glück sah der gwunderige Nachbar Melk, des Vaters Bruder, den Unfall, sprang schleunigst herbei, griff zur nahen Leiter, stieg kurzweg ins Güllenloch hinab und fischte mich heraus. Welch Geschrei, als beide stinknass vor die Küchentüre traten! Ich schrie erbärmlich, und Melk sprang so schnell er konnte zu seinem Haus hinüber. Die Mutter tunkte mich kurzerhand in den nahen Brunnentrog, hielt mich unter die Brunnenröhre, huh-huh! bis man den kleinen Köbeli wieder einigermassen ansehen durfte. «Und die neuen Hosen?» flennte ich der Mutter zu. Diese aber holte rasch meinen alten, stark abgetragenen roten «Meitschirock» und schloss mich in die Hinterstube ein. Als die Knechte zum Nachtessen kamen, holte mich die Mutter zur Strafe herbei, und in der Ofenecke sitzend, musste ich all das Gelächter und die Foppereien über mich ergehen lassen. Wie schämte ich mich! Mehrere Tage durfte ich mich nicht mehr vor dem Haus und auf der Strasse nebenan zeigen, aus lauter Angst, die andern Buben würden mich auslachen: «Köbeli, gäll du bisch is Gülleloch abe gheit? Schäm di! Stinkisch jo!»

Etwas älter geworden, hielten wir Buben im Speicher, unterm Dach, auf dem gleichen Boden, wo vorn gegen das Haus hin der Taubenschlag war, an Sonntagen vormittags «Gottesdienst». Eine ausgediente Kuhglocke mit Riemen wurde an einem Rafennagel unterm Dach befestigt, und wenn die Zeit gekommen war, wurde geläutet, bis eine ganze Schar Buben sich einstellte. Dann schritt der «Herr Pfarrer», mit einem weissen Hemd angetan, zum «Altar», hinter ihm zwei kleine Knirpse als Altardiener, jeder mit einem Hirtenglöckchen in der Hand. Als Prediger funktionierte der «Herr Kaplan». Wollte sich keiner hierfür hergeben, so wurde rasch das Hälmli gezogen. Wer so bestimmt, musste sofort die «Kanzel» besteigen und mit der Predigt beginnen. Zum Schluss mussten alle nieder knien,

und es gab dürre Birnen, Zwetschgen und Nüsse, die ich im zweiten Stock des Speichers hierfür holte.

Einmal, als der Hausvorrat im Speicher allzu stark zu schwinden begann, nahm mein älterer Bruder den Schlüssel vom Speicher weg und versteckte ihn. Da legte ich schon Samstags von der Dorfstrasse her eine Leiter an, um durch die Wandelgänge in den Speicher und die Dörrobstkammer zu gelangen. Wie ich oben war und mich hinaufziehen wollte, fiel die Leiter unter den Füssen um und ich schwebte und zappelte in der Luft . . . ! Nicht mächtig mich ganz hinaufzuschwingen, schrie ich aus Leibeskräften um Hilfe. Da kam der Nachbar Storrenästler, ein grosser, hagerer Mann, gesprungen und rief: «Bueb, häb di fest! I stelle d'Leitere wieder a. Und du muesst Schnitz, Bire und Nuss gnueg ha!» Gesagt, getan, und ich konnte einen losen Laden wegschieben und in den Speicher gelangen. Alle Taschen voll gefüllt, stieg ich wieder die Leiter hinunter und siehe da: Unterdessen hatte der gute Storrenästler selber noch ein Säckli voll daheim geholt und übergab es mir. So war ich für den morgigen Sonntag reichlich versorgt, die Mutter gab mir den zweiten Schlüssel, und der «Gottesdienst» konnte wie gewohnt abgehalten werden. Diesmal hielt ich, der Köbeli, aus lauter Freude die «Ehrenpredigt».

Köbeli wurde grösser und grösser, und bald kam der Tag, an dem er in die Schule gehen sollte. Unsere Knechte hatten ihm den Kopf voll gemacht, wie der Pauli Marti ein böser Schulmeister sei und, dass er alle Tage mit dem Stecken drein fahre und es besonders auf die bösen Buben abgesehen habe. Aengstlich sah Köbeli dem Tag entgegen, und als schliesslich dieser anbrach — es war der 6. Mai 1882 — da war er morgens selbst mit der Rute nicht aus dem Bett zu bringen. Er klagte über Bauch- und Kopfweh und krümmte sich im Bette wie ein armes Würmchen. Die gute Mutter jammerte in der Küche draussen, sie müsse sich vor Gott, dem Schulmeister und der ganzen Gemeinde schämen, dass sie einen solchen ungeratenen Buben habe, verhiess ihm «Ei i Anke» und einen Eiertätsch nach dem andern, wenn er um Himmelswillen doch aufstehe und in die Schule gehe —, aber es war mit dem Steckkopf nichts zu machen. Köbeli zog die Bettdecke über den Kopf und zappelte und winselte drunter wie eine Schar junger Hündchen. Schliesslich liess die arme Mutter den Köbeli liegen, ging in die Küche und wartete am Fenster auf die Schar Erstklässler, die am ersten Schultage früher als sonst von der Schule heimgingen. Endlich kamen sie, jauchzend und johlend! Die Mutter schritt zu ihnen auf die Strasse hin, führte alle ans Fenster vor Köbelis Schlafzimmer, eine kleine Leiter wurde angestellt, und ein Bube nach dem andern schritt drüber hinauf ans Gesims und erzählte Köbeli — der noch im Bett lag — wie schön es doch in der Schule gewesen sei und, dass er nachmittags auch kommen solle. Kein einziger Erstklässler habe die Rute bekommen oder

mit dem Lineal auf die Hand, lustig sei es hergegangen, kreuzfidel! Und als alle Kinder so jubelten — nur einige boshafte Meitschi lachten ihn aus und riefen: «Köbeli, ehoi, ehoi!» —, da holte ihnen die Mutter aus dem nahen Keller einen ganzen Korb voll Jahräpfel. Jetzt gumpte Köbeli in einem Satz aus den Federn, schlüpfte in die Hosen und sprang barfuss ans Fenster. «Aber du chonnst, du chonnst Nomittag? Köbeli gäll?» riefen ihm die Buben alle noch zu und sprangen eilends davon, die einen nach dem Steiholz, Chammerewäldli und Stockmatt, die andern abwärts über den Hürn in den Hubel und in den Sumpf hinaus.

So ging also Köbeli am Nachmittag mit seinen Kameraden zur Schule. Der Lehrer Pauli Marti tat, als hätte er sein Fehlen am Vormittag nicht beachtet und nahm die Entschuldigung der Mutter, die sich gleich nach dem Gebet vor der Türe einstellte, freundlich entgegen. Pauli Marti war ein Lehrer von altem Schrot und Korn. Bei ihm gab's nur Rechnen, Schreiben und Lesen, aber dieses wurde so gründlich betrieben, dass seine Schule weitherum als die beste galt. Am Morgen, wenn die gegen 80 Kinder munter und frisch über die Türschwelle schritten, begann das Kopfrechnen mit den Kleinen in den vordersten bis zu den Grossen in den hintersten Bänken. Und alles so praktisch, als ständen die Kinder schon mitten im Leben. Mit der Krämerei im Dorfladen wurde gewöhnlich begonnen und endete mit dem Verkauf eines Hauptviehs auf dem Markt in Sursee, Zofingen oder Olten. Was der Bauer da allerlei heimkramen musste, manchmal bis er fast keinen Rappen mehr im Sack oder im ledernen Geldgurt um den Leib hatte, das war natürlich köstlich anzuhören. Aber die Burschen hatten Freude an diesem Rechnen, sie lernten und konnten etwas, so dass selbst der Kantonalschulinspektor Stutz hierüber staunte und dem Lehrer seine Bewunderung aussprach.

Dann wurden kurze Briefe geschrieben, Anfragen beantwortet, Erkundigungen eingezogen usw. Die wenigen Aufsätze, für die noch Zeit blieb, wurden kurz und bündig abgefasst, höchstens anderthalb Seiten. Er wollte einmal mit diesem Krimskram, mit den Korrekturen fertig werden. Kurze Arbeiten, aber dafür viele! Uebung macht den Meister. Und so lernte man etwas. Die Hauptsache war ihm, dass die Kinder denken konnten und sich mündlich und schriftlich gut ausdrückten. Und das brachte er mit den vielen Kindern zustande; ganze Generationen legten hiefür Zeugnis ab.

Und doch fehlte etwas in dieser Schule: Musik und Gesang. Wohl hing in einem alten Eckschrank — wir guckten oft hinein — eine verlotterte Geige mit nur zwei Saiten drauf, aber der Schulmeister nahm sie nie hervor. «Und warum denn singen, wenn das ganze Dorf singt, auf Weg und Steg, im Feld, Moos und Wald?» pflegte er wiederholt zu sagen. «Unnötig — Rechnen, Lesen und Schreiben, das ist die Hauptsache, das braucht

das Leben!» Als einmal ein Vater reklamierte und die Behörde eingriff, musste aus der Nachbarschaft ein ergrauter Lehrer, Namens Pfäffli, anschwirren. O, wie hatten wir Freude, als der befrackte Alte, die Geige unterm Arm, das Schulzimmer betrat! Wir waren mäuschenstille und hörten gespannt auf die ersten Töne. Dann aber sangen wir wie die Vögel im Hanfsamen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, zwei, drei Mal erschien der Vielbegehrte und — alles Bitten beim Pauli Marti nützte nichts, — der gute Pfäffli von Uffikon kam nie wieder.

Dafür sangen und jauchzten wir Buben tüchtig beim Schafhüten und Torfstöcklen im Moos. Ja, da konnte man wirklich sagen: «Was die Alten sungen, das zwitschern die Jungen!» Erst probierten wir mit einem Holi, dann kamen die Nachtbuebeliedli an die Reihe, die wir oft mitten in der Nacht im Bett hörten. Der eine sang vor, ein zweiter mit einem guten Musikgehör stegreifelte eine zweite Stimme (Sekund) und alle andern Buben sangen nach dem Gehör die freie akkordliche Begleitung (Chor). Mitunter jauchzte noch so ein übermütiger Kerl etwas über die I. Stimme hinaus, ein anderer erfand eine wohlgelungene Nebenmelodie die einfachen Harmonien durchschlängelnd, und so entstand oft ein musikalisches Gebilde, an dem selbst die Grossen, die von Ferne zuhörten ihre Freude hatten, ja uns begeistert zuriefen: «No eis, no eis!»

Was uns also die Schule nicht bot, das fanden wir in Gottes freier Natur. Hei, wie trillerte das Himmellöchli, die Lerche in alle Höhen, tr tr tr! Wie sangen Amsel, Drossel, Fink und Star aus Hag, Dorn und Busch uns entgegen, tirili tirili ti! Wie hüpften Dutzende von Eidechsen lebhaft äugelnd um uns herum, wenn wir am Rain mit dem Muulorgeli oder dem Schwyzerorgeli musizierten! Eine Augenweide, wie die Forellen vor uns in den Quellbächen tanzten und wohlgeordnet ihre Reigen ausführten! Wie schwänzelten die flinken Wasserstelzchen, klein und gross, niedlich, hoffärtig um uns herum, als gälte es uns Buben den Hof zu machen, husch, husch! und fort, blitzschnell im Schwung in alle Himmelshöhen.

Welche Freude, wenn wir in den Torfstöckelen einen ganzen Kranz hübscher Eierchen der Meisen, Rotkehlchen oder anderer Singvögel fanden; wie hüteten wir sie sorgfältig, behutsam, dass ja später die Brut nicht gestört wurde. Welch Freude, wenn sie dann ausflogen und nach und nach gross wurden! Dann hinauf auf die hohen Tannen und Eichen, wer Mut hatte und gut klettern konnte, hinauf, wo die Krähen, Elstern, Sperber und Hühnerdiebe ihre Nester hatten! Welcher Jubel, wenn dann sonntags nach der Christenlehre eine Schar Buben mit Pfanne, einem Säckchen Mehl auf dem Rücken, Fett und Brot auszog, um mit den Wildeiern am Waldrand die feinsten Gerichte zu backen! Weiter das Herumrennen auf den Schafböcken moosauf, moosab, als Strafe für deren kleine Ver-

gehen gegenüber den duldsamen Lämmchen! Welche Freuden, wirkliche Freuden!

Mein 12 Jahre älterer Bruder Seppi wollte studieren. Fürsprech Julius Beck in Sursee und Dr. Weibel in Luzern, die im Grossen Rat als extreme Politiker das grosse Wort führten, furiose Reden hielten und Tag für Tag in allen Zeitungen standen, hatten es ihm angetan. So einer wollte er werden und nichts anderes. Und er hatte das Zeug dazu, intelligent und gute Noten in der Primar- und Sekundarschule, ein gutes Mundstück, Temperament und jung schon welterfahren, da er dem Vater (Waisenvogt) in der freien Zeit die laufenden Geschäfte besorgen half und so frühzeitig in alle Gemeindeanliegen und in die Politik eingeführt wurde. Aber der Vater liebte den Frieden, zudem war unser Hof gross, es wurde immer Land und Wald dazu gekauft und es fehlten oft die Arbeitskräfte. So konnte er den ältesten Sohn nicht entbehren. Mit einem grossen Widerwillen schickte sich Seppi in sein Schicksal und wurde so quasi «Vorarbeiter» einer mehr oder weniger grossen Knechteschar.

Als Entgelt durfte er schon als Sechszehnjähriger 30, 40 und mehr Schafe halten und den vollen Erlös für sich beanspruchen. Ein salomonischer Entscheid! Hüterbuben waren natürlich später ich und der kleine Helmi, ein Verdingbub, der mit mir aufwuchs und gross wurde. Wie oft zänggelte, spienzelte Seppi seine vielen Goldstücke, die er in einer Säublottere aufbewahrte und in einem Schränkchen einschloss! Nie vergass er den Schlüssel abzunehmen und versteckte ihn in einer Ecke unterm Dach des Heubodens. Es gelang mir nie, ihn ausfindig zu machen.

Nur selten, wenn Seppi vom Markt heimkam, erhielt ich einige Batzen Hüterlohn. Schnell nahm er die Säublottere hervor und versorgte drin die glänzenden Napoliönchen. Als ich mich einmal auf dem Felde beim Vater hierüber beschwerte, machte er mir den Vorschlag, ich solle recht viel im Hürn- und Mühlebach fischen, diese ins Knutwilerbad bringen, und den Betrag wie Seppi auf die Seite und dann später auf die Luzerner Bank tun. Auch das Tauben-, Chüngeli- und Meersäuligeld solle ich zukünftig nicht mehr der Mutter abliefern, diese habe ja Eiergeld genug. Und wenn ich dann etwas beieinander habe, und wir in der Fastnacht wiederum eine Sau metzgen, werde er mir eine noch grössere Säublottere an die Wäschestange hängen, sie dürren und mit einer schönen roten Schnur zum Zuknöpfen versehen, so dass ich nach und nach ein reicher Mann werde. Gesagt, getan. Und bald florierte das Geschäft ausgezeichnet. Mit des Nachbars Martin, dem jüngsten Sohn des Schulmeisters Pauli Marti, mitunter auch mit anderen Kameraden, zog ich aus nach allen Himmelsgegenden. Der Mühlebach vom Kett an durch alle Wiesen und der Hürn von der Ehrlen bis weit ins Uffikermoos hinab, ja bis in den Dagmerseller Baumsperg hinunter, wurden nach Forellen abgesucht. Oft gingen

wir auch zur Nachtzeit mit einer Laterne auf den Fang aus. Bald kannten wir jeden Glumpen und jedes Glümpchen, wo sich diese rotbetupften so zierlich schwänzelnden Tierchen aufhielten. Hierin hatte ich ein besonderes Geschick. Kam plötzlich Besuch, so hiess mich meine Mutter rasch eine Forelle im Hürn holen, und in einer Viertelstunde lag diese schon fix und fertig ausgenommen zum Backen auf dem Teller bereit.

War der Fang einmal besonders gross, so luden unsere Knechte die Stande mit den hübschen lebenden Forellen auf einen Wagen, und ich fuhr in aller Morgenfrühe damit, eine Kuh vorgespannt, ins benachbarte Knutwilerbad, wo ich immer gute Abnehmer fand. Oft musste ich dort die Kuh mit dem Wagen mitten im Herrschaftsgarten an einen Baum binden und in die grosse Küche gehen. Ich bekam dort zu einem guten Kaffee ein grosses Stück Kuchen. Für mich Bauernbuben war das immer ein Leckerbissen. Nicht selten kam die stattliche Madame Troller, im Volksmund einfach «Trollers Witwe» geheissen, mit einem grossen Geldsäckel, setzte sich zu mir an den Küchentisch und zahlte mich bar aus. Als ich einmal ihr sagte, dass ich das alles behalten dürfe und in eine Säublottere lege, war sie ganz erstaunt und rühmte meinen guten Vater, der fast jedes Jahr einmal bei ihr einkehre, ganz sicher aber an der Wellnauer Kilbi, wenn er nicht zu spät von Triengen über die Suhr komme. Einmal wollte Madame Troller wissen, was ich denn mit dem vielen Geld mache, das doch der Waisenvogt Gassmann auf seinem grossen Hof so gut brauchen könnte. Ich erklärte ihr, dass wir nun in Buchs einen zweiten Lehrer bekommen hätten. Pauli Marti möge die über 80 Buben und Meitschi nicht mehr zu meistern, und der Neue gebe nun auch Buchhaltung, ein sehr schönes und nützliches Fach. Das habe mich dann ermuntert, selber ein Tage- und Kassabuch anzulegen und alle Einnahmen und Ausgaben genau einzutragen. Madame Troller rühmte mich, ich sei ein donners geschickter Bube und solle nur so weiterfahren, dann könne einmal etwas aus mir werden. Herzlich gelacht, ja fast aufgejauchzt hat sie, als ich ihr bemerkte: alle Einnahmen, auch die von Trollers, trage ich mit roter, die Ausgaben aber nur mit schwarzer Tinte ein. Letztere aber dürfen nie überwiegen, sonst mache ich bankerott und das wolle ich nicht, es müssten sowieso in letzter Zeit viele Buchser auf ihren Raggerheimetli dran glauben; der Schuldenvogt von Altishofen komme alle Wochen anher gehunken, der mit dem roten Bart. Und die Gemeinde sei selber übel dran, kein Geld hinten und vorn; zum Haushalten habe die Regierung, die Herren in Luzern, ihr in letzter Zeit einen Vogt gegeben. Aber diesen würden die Buchser Nachtbuben jetzt dann einmal mit Stock und Stecken zum Tor hinaus jagen. Buchs sei eben Hertholz und lasse sich nicht alles bieten!

Nun wunderte Madame Troller weiter, was ich Bube denn alles für Einnahmen und Ausgaben habe, diese seien doch bald gezählt und sie holte mir ein zweites, grosses Stück Kuchen, rechts und links reichlich mit Zucker umkrenzelt. «Oha», rief ich ihr zu, «da könne sich Madame Troller schwer täuschen.» Und während ich abbiss kramte ich ihr aus, dass ich in alten Säuställen eine regelrechte, bald mehr oder weniger grosse Chüngeli- und Meersäulizucht habe, die oft recht viel abtrage. Und im Taubenschlag droben sei immer eine stattliche Taubenschar, die sich Jahr für Jahr merklich vermehre und mir auf dem Surseer- und Zofingermarkt manchen Batzen, manches Fränkli, ja hie und da sogar ein Goldvögelein einbringe. Das glitzere dann ganz anders in der Säublottere. Auch Hühnerdiebe hätte ich einmal im Schleif droben, dort gegen die Dunglere hin, ausgenommen, sie als gute Mauser gezüchtet und sogar als «welsche Hühner», eine Extra-Sorte, in Sursee verkauft. Niemand habe es gemerkt. Wiederum lachte Trollers Witwe hellauf.

Wem ich denn auf den Märkten diese Tierchen verkaufe? fragte weiter Madame Troller. «Abnehmer genug! Händler und Buben aus allen Gegenden», entgegnete ich ihr. Aber der Schlimmste und Schlaueste sei halt doch der Taubenvater Küng von Triengen, aber er zahle gut und das sei doch die Hauptsache, wenn die Säublottere einmal gefüllt werden müsse. Da Madame Troller diesen auch kannte und er ihr schon viel Geflügel in die Küche für die Gäste geliefert und recht oft auch sonntags zum Kegeln komme, erzählte ich ihr noch folgendes drolliges Geschichtchen, das sich einst zwischen uns beiden abgespielt:

Während vielen Jahren hatte ich einen ausgezeichneten Taubenchuter; ich nannte ihn nur den «Schwarz-weiss-Stiel». Er war mir besonders zugetan. Wo immer ich war, schwänzelte und tänzelte er um mich herum, flog mir auf die Achsel und auf den Kopf. Dabei rugte er seine vielen Lieder, die eine merkwürdig auffallende Aehnlichkeit mit jenen im Surseewald hatten. Daher meine Vermutung, er habe seine früheste Jugend dort, in der Nähe des schönen Städtchens verlebt, was durchaus nicht ausgeschlossen war. Von irgend einem Buben wurde er wohl eingefangen, gezähmt und auf den Markt gebracht. Und dort auf dem Chüngelimarkt hatte ich ihn seinerzeit gekauft, ein treues, liebes Tier, das mir recht viel Freude machte, und notabene auch recht viel Geld einbrachte.

Etwas älter geworden, verkaufte ich ihn erstmals in Sursee auf dem Markte. In 3 — 4 Tagen kam er wieder zurück und schwänzelte eines schönen Morgens freudig auf den Spangen vor dem Taubenschlag. Ich pfiff ihm und bald umkreiselte er mich liebevoll und setzte sich schliesslich auf der linken Achsel fest. Während ich am Brunnen Wasser trank, flog er auf die rechte Achsel und nippte später auch aus der Röhre. Ein Jahr drauf ging der Vater mit einem Rind auf den Markt in Sursee. Ich

durfte auch mit. Mit einem Rütchen in der Rechten trieb ich den «Stärndli» und mit der Linken zog ich ein Wägelchen, drauf standen in einem Verschlag Tauben und Kaninchen. Schon beim Chammerewäldli und erst dann später beim Hafendeckel rugte der «Schwarz-weiss-Stiel», den ich auch wieder mitnahm, eines seiner schönsten Lieder, schoss aber bald wie besessen hin und her. Beim Schelmehüsli und im Surseewald geriet er fast ganz aus dem Häuschen und pickte am Deckel, als wollte er mit Gewalt ins Freie. Beim unteren Tor ging der Vater mit dem Rindli auf den Viehhandel schnurstracks das Städtchen hinauf und ich zweigte mit dem Wägelchen rechts ab, ums Städtchen herum, auf den Chüngelimarkt. Dort angekommen, kam Taubenvater Küng gleich auf mich zu, musterte meine Lebware und drückte mir nicht lange marktend ein paar nigelnagelneue Fränkli und viel Münz dazu in die Hand. Zufrieden ging ich auf den Viehmarkt, auch der Vater hatte verkauft. Dann gings zum Kaffeehändler Zimmermann, ein kleines Säckchen Kaffee holend, und schliesslich zu einer Bratwurst in die «Sonne», wo mir der Münigerdick einige lustige Grammophonplatten laufen liess. Der Vater klopfte einen Jass und bald ging's wieder heimwärts.

Drei Tage darauf, gegen Abend war der «Schwarz-weiss-Stiel» schon wieder da. Ich warf ihm eine Handvoll Kernen hin und er freute sich des Wiedersehens. Von nun an, wenn ich mit den Schafen ins Moos zog, flog er, uns begleitend, immer eine Strecke mit, setzte sich hin und wieder auf irgend einen Pfahl oder Markstein, liess uns vorüberziehen und flog dann wieder zurück.

Noch manchmal nahm ich das liebe Tier mit auf den Markt nach Zofingen und Olten, ja sogar einmal nach Willisau. Ich verkaufte es, — aber immer, immer war es nach einigen Tagen wieder bei uns zu sehen. Sichtlich spürte es schon das Alter, schlief sogar einmal auf der Spange ein, stürzte tätsch in die Tiefe, flog aber sofort wieder in den Schlag hinauf.

Als ich den Schwarz-weiss-Stiel zum 13. Mal nach Sursee brachte, winkte mir der Taubenvater Küng von weitem zu. Nichts Böses ahnend, trat ich vor ihn hin. Er aber griff nach dem Chuter und drehte ihm kurzweg den Kopf um, also sprechend: «Du Chaib, bisch iez scho mängisch do gsi. 's tuets nunemol!» Dann zu mir gewendet: «Bueb, gosch es alle-n-au go biichte, wenn du wieder mit dem Chuter uf-e Märt chonnst?» Drauf entgegnete ich ihm: «Chüng, i bi jo nid gschuld, ass er eister wieder ume chonnd. Aber bhaltid iez nume das Fränkli, demmol will i nümi wüsse dervo.» Aber aufrichtig gestanden, vielleicht war ich doch etwas schuld. Jedesmal, bevor ich ihn ins Wägelchen tat, nahm ich das liebe Täubchen auf den Arm und chüschelte ihm in die Ohren: «Gäll Schwarz-wiss-Stiel, wenn's dir de-n-öppe verleidet i de Frömdi, chomm de ungeniert wieder

zrugg. Deheim isch's am schönste.» Und wirklich, jedesmal kam er wieder. Nun, er ruhe im Frieden.

«E chli e Spitzbueb bisch de scho», sagte Madame Troller zu Köbeli, begleitete ihn aber weit in den Garten hinaus und verabschiedete sich herzlich von dem Kleinen.

Und nun die schwarzen Posten in Köbelis Tage- und Kassabuch? Wenn ich mit einem Füederli Chüngel, Tauben und Meersäuli nach Sursee auf den Markt ging, da wurde selbstverständlich auch allerlei gekauft. Wenn wir die Forellen auch grösstenteils von Hand fingen, so brauchten wir doch gegen Abend, wenn es niemand sah, oft kleinere und mittlere Fischgarne, die wir, die Glumpen oben und unten absperrend, spannten und dann die Fische mit Bohnenstangen, die wir heimlich an Ort und Stelle trugen, aus ihren Löchern ins Garn trieben. Diese Garne kosteten Geld und Schuldenmachen war nie meine Sache. Auf diese Weise fingen wir einst im Uffiker Moos eine 12pfündige Forelle, die wir wiederum zu Trollers Witwe trugen und zwei wunderschöne Napoliönchen, 40 Franken dafür erhielten. Ein Prachtsexemplar! das sonntags vorerst in einer Extra-Stande von vielen Leuten bestaunt wurde. Durch diesen Fang mutwillig geworden, überlistete ich in Sursee Walters Witwe (Apotheke) zu einem Halbpfund Zibet, das wir unten in die Hosen nähten, mit einem Schifflein zur Nachtzeit in den Mauensee hinaus fuhren, die Netze auswarfen und mit reicher Beute — darunter Frösche und grosse Kröten — heimkehrten.

Sonntags schlichen wir Buben oft mit Pistolen und Pulver, mit Revolvern und Patronen in den Wäldern Hächlere, Erlen, Schleif, Zelgli, Tuffloch u. a. m. herum, schossen mit mehr oder weniger Glück auf Krähen, Sperber, Hühnerdiebe, Heeregägu, ja auf alles, was uns begegnete, in die Hände kam. An den nachfolgenden Festessen am Waldrand konnte sich in der Regel die ganze Sippschaft beteiligen. Die Kosten wurden gewöhnlich aus meiner oft stark angeschwollenen Säublottere bestritten und im Tage-Kassabuch genau fixiert. Es gab auch Fälle, wo die Kameraden zusammensteuern mussten, all die Unkosten zu bezahlen.

Von der Primarschule in Buchs ging es dann in die Sekundarschule nach Dagmersellen, ein langer, weiter Weg, auf dem manch loser Streich verübt wurde. Ich erinnere nur an die «Fuchsgeschichte» bei der ich einem Kameraden, Namens Fuchs in Uffikon, mit einem Chäpsligwehr durchs Ohr geschossen habe und die damit endigte, dass schliesslich der Vater, der Sagefieler und Chorbflicker war, als Schadenersatz mit drei Strohwellen für abgenutzte Betten sich begnügen wollte, aber leer ausging. Auf einen wüsten Brief der Mutter gab es ein langes Verhör; das Gelächter meiner Kameraden war gross und die ganze Anklage verlief im Sand. Der Waisenvogt von Buchs lachte auf den Stockzähnen und sagte: «Junge Eidgenos-

sen müssen sich üben und lassen sich das Gewehr nicht so leicht aus der Hand nehmen.» Sonst schlugen sich die Buchser überall ehrlich durch, dank ihres Kampfrufs: Buchs ist Hertholz! Und darauf waren wir stolz; wir fürchteten uns nicht vor den Kameraden der andern Gemeinden. Das zeigte sich namentlich im Winter beim Schneebele. Da ging es oft hart auf hart, und keine Partei wollte nachgeben. Einmal wurde sogar ob der Mühle in Dagmersellen von den Buchsern geschossen, natürlich nur blind, um die anstürmende Hauptmacht der Dagmerseller zu erschrecken. Zur Strafe wurden wir an einem Fastnachttag im Schulhaus eingeschlossen. Als Gegenleistung, da wir ohne Aufsicht waren, machten wir folgenden Scherz. In Dagmersellen wirkten damals an der Primarschule die drei Lehrer: Gut, Koch und Huber. Mit grosser Schrift schrieben wir an alle drei Türen: Huber-Koch-Gut, sei auf der Hut, fasse Mut!» In der nachfolgenden Fastenzeit sassen wir wieder auf der Anklagebank, und nur Dank des Eingreifens von H. H. Pfarrer Renggli — ein weithin bekannter, frommer Herr — wurden wir vor neuen Strafen verschont. Die Fastenzeit habe jetzt begonnen, und da gälte es nicht, auf einen Fastnachtsscherz zurückzugreifen und mutwillige, wilde Buben, zumal es noch Buchser seien, zu bestrafen. Das Urteil wurde von der ganzen Schule mit Hallo begrüsst.

In der Schule standen wir gegenüber den Kindern anderer Gemeinden in einigen Fächern weit zurück. Im Lesen, Schreiben und Rechnen waren wir an erster Stelle. Dem trug der fleissige Sek.-Lehrer Robert Häller weise Rechnung. Der Unterricht ging seinen gewohnten Gang, so dass am Ende des 2. Schuljahres die Noten gut ausgeglichen waren und später jeder sein Auskommen, seinen Lebensweg fand.

Köbeli wollte eigentlich Pfarrer werden, aber als es drauf und dran ging, kam sein Taufgötti, ein Geistlicher, nicht. Dieser hätte die Familie auf dem Duggelhof beraten sollen. Da entschloss sich der Junge auf ein Inserat in den Tagesblättern hin, ins Lehrerseminar einzurücken.

Warum Pfarrer, Prediger werden? Beim «Messelesen» im Speicher droben (siehe vorn) hielt er nach den einstimmigen Aussagen der «Pfarrgenossen» die schönsten Predigten. Beim Milchaustragen in die Käsehütte stand Köbeli oft auf einen Markstein und begeisterte seine Kameraden für Gott und Vaterland. Drittens entflammte eine Predigt des H. H. Pfarrers Gassmann in Willisau, die er als Diakon in Uffikon hielt, Köbeli so, dass er nach der Rückkehr von der Kirche zu der Mutter in der Küche sagte: «'s isch de scho schad, ass ihr hütt nid i de Chile gsi sind. Mueter, das hättid ihr au sölle ghöre! Wie dä i de Lüüte abekanzlet hed! Er chond gwüss diräkt vo de Wilde in Afrika. So eine möcht i au einisch wärde!»

Aber es war vielleicht gut, dass der Götti, H. H. Pfarrer Häfliger in Flühli (Entlebuch), nicht eintraf und Köbeli dann ein Schulmeister wurde, der später die Volkslieder seiner Heimat sammelte.